

Nr. 257. Bromberg, den 14. November 1929.

Der Buchstabe „E“

Kriminalroman von William Le Queux.

Ins Deutsche übertragen von Dr. Otto Vorschke.

(4. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dreimal ging ich an dem Haus vorbei und setzte mich der Gefahr aus, daß sie mich durch eine Spalte der Jalousie beobachten könne. Auch bei Tageslicht machte das Haus einen geheimnisvollen Eindruck. Warum hatte sich das unbekannte Mädchen so hartnäckig geweigert, seinen Namen oder seine Adresse anzugeben?

Da kam mir der Gedanke, daß ich vielleicht von den Nachbarn etwas über die Bewohner des Hauses in Erfahrung bringen könnte, und aus diesem Grunde trat ich in den kleinen Kaufladen, der am Ende der Straße lag. Ich kaufte von der jungen Frau, die hinter dem Verkaufspult stand, einige Zigaretten und erkundigte mich dann so nebenbei, ob sie nicht wisse, wer in dem fraglichen Hause wohne.

„Ah, Sie meinen wohl das Haus mit den weißen Jalousien?“ rief sie aus. „Dort wohnte eine gewisse Familie Hanslow, doch seit kurzem leben Fremde dort. Ihre Namen kenne ich nicht — es sind zwei Männer und eine Frau.“

„Was für Landsleute sind es?“ fragte ich gespannt.

„Ich weiß es nicht, es sind halt Fremde. Die Männer kommen oft her und kaufen sich Zündhölzer und Zigaretten, auch die Frau holt sich allerlei. Sie muß selbst waschen, denn sie kauft auch Seife und Soda.“

„Ist sie jung oder alt?“

„Ganz jung,“ erwiderte sie, „doch bei Ausländern ist das Alter schwer zu schätzen.“

„Jung?“ rief ich aus. „Hat sie blondes, kurzgeschnittenes Haar und blaue Augen?“

„Ja. Manchmal spricht sie ganz gut englisch, dann aber plappert sie wieder mit den Männern in einem Kauderwelsch.“

„Sie glauben also bestimmt, daß sie keine Engländerin ist?“ fragte ich.

„Ich weiß es nicht recht, ich halte sie für eine Ausländerin. In der letzten Zeit habe ich sie nicht gesehen.“

„Kennen Sie die Namen der Leute?“

„Nein, ich habe sie nie gehört, nur das Mädchen nennen sie Heriky oder so ähnlich.“

„Was Sie mir da sagen, ist außerordentlich interessant,“ erklärte ich. „Erzählen Sie alles, was sie über das Mädchen wissen.“

„Hoffentlich sind Sie kein Detektiv,“ sagte die Frau vorsichtig. „Ich hätte Ihnen gar nicht so viel erzählen sollen.“

„Sie haben nichts Schlechtes gesagt, auch kann ich Ihnen versichern, daß ich kein Detektiv bin.“ Ich zeigte ihr zu ihrer Beruhigung meine Visitenkarte.

„Die junge Dame interessiert mich nämlich,“ fügte ich lächelnd hinzu.

„Ich verstehe — wahrscheinlich verliebt, was?“ Sie stimmte in mein Lachen ein. „Sie ist ein hübsches, kleines Ding, nur kenne ich mich mit ihr nicht aus. Manchmal kommt sie in einem schmutzigen, alten Pelzmantel her, den ich nicht einmal tragen würde, und manchmal wieder ist sie elegant angezogen. Manche Leute halten sie für eine Schauspielerin, ich bin aber nicht dieser Ansicht.“

„Wie alt sind die beiden Männer?“ forschte ich.

„Der eine gegen fünfundfünfzig, der andere ungefähr dreißig. Beide sind recht nachlässig gekleidet. Sie sind oft in der „Krone“ unten in der Straße und ich glaube, sie müssen abends manchmal Besuch bekommen, denn sie holen Fleisch bei mir und eine Menge Zigaretten. Ich weiß nicht, ob nicht das Mädchen die Tochter des Älteren ist.“

Diese Vermutung überraschte mich.

„Haben Sie nie gehört, daß sie das Mädchen Erika rufen?“ fragte ich weiter.

„Ja, das ist der Name — sie nennen sie Erika.“

Ich kaufte noch einige Zigaretten und wollte dann gehen, fragte aber vorher noch:

„Sind sie Ihnen jemals etwas schuldig geblieben?“

„Vor drei Tagen kam der jüngere der beiden Männer her, kaufte Käse und Butter und erklärte, er habe das Geld vergessen. Seither habe ich ihn nicht mehr gesehen.“

Das war merkwürdig — die beiden hatten hier gewohnt, während sich das Mädchen im Spital befand. Jedenfalls wußten sie nicht, was mit ihr geschehen war, doch wagten sie es nicht, bei der Polizei nachzufragen. Das allein war schon höchst verdächtig. Wohnten sie noch immer in dem verschlossenen Hause? Und wenn, warum waren dann die Jalousien herabgelassen, um so den Anschein zu erwecken, daß niemand anwesend war? Sie schienen zu befürchten, daß man sie beobachtete.

„Vielleicht kommt er überhaupt nicht mehr,“ argwöhnte ich.

„O ja, eines Abends wird er sicher wieder kommen. Während des Tages scheinen sie nicht auszugehen — das Mädchen schon, aber die Männer nicht.“

„Es sind also seltsame Menschen, was?“

„Ja, niemand hier kennt sich mit ihnen aus. Wo nur das Mädchen hingekommen sein mag?“

Nach einigen weiteren Worten verließ ich den kleinen Laden, ging nochmals bei dem verschlossenen Haus vorbei und war eine Stunde später in meiner Wohnung.

Am Abend speiste ich mit zwei Herren im Königlichen Automobilklub, dann ging ich ins Theater und kehrte gegen halb ein Uhr in meine Wohnung zurück. Auf meinem Tische fand ich einen Brief von Inspektor Wade, in welchem er mir Erikas Adresse bekannt gab. Sie lautete: „Erika Thurston, Runswick Hall, Polegate, Sussex.“ Er fügte hinzu, daß Doktor Campari nur sehr ungern ihre Adresse angegeben hätte, doch hatte der Inspektor herausgefunden, daß Erika die Tochter des Grafen Runswick sei.

Überrascht stand ich da und hielt den Brief in der Hand.

Ich nahm die Abendzeitung zur Hand, die ebenfalls auf meinem Tische lag, da fesselte ein Artikel mit einer fettgedruckten Überschrift meine Aufmerksamkeit. Sie lautete:

Wieder eine seltsame Tätowierung.

Zeitlich früh wurde die Polizei in das Great Western-Hotel in Southampton gerufen, wo man einen Mann bewußtlos im Bett gefunden hatte, scheinbar vergiftet. Der Nachtportier war durch ein Läuten geweckt worden, als er aber zu dem Zimmer kam ,war dieses versperrt und der Schlüssel fehlte. Da der Portier auf seine Fragen keine Antwort aus dem Zimmer bekam, schlug er Lärm, man brach die Tür auf und fand im Bett einen Amerikaner namens Charles Masters aus Chicago, der am selben Nachmittag mit der „Aquitania" angekommen war. Er lag auf einer Seite, sein seidener Pyjama war zerrissen und auf seiner Schulter war ein Mal in der Form eines „E" eintätowiert.

Man erkannte sofort, daß es dasselbe Zeichen war, das man vor kurzer Zeit auf der Schulter eines jungen Mädchens gefunden hatte, das in der Dean Street aufgefunden worden war.

Der Bewußtlose wurde ins Spital geschafft, und die Ärzte, die sich an den seltsamen Fall in London und an den ebenso geheimnisvollen Fall in Mailand erinnerten, setzten sich mit dem Charing Croß-Spital ins Einvernehmen und ließen sich von dem dortigen leitenden Arzte, Dr. Fleming, telephonisch die Art der angewendeten Behandlung mitteilen. Unser Southamptoner Korrespondent teilte später noch mit, daß der Unglückliche noch immer nicht zu Bewußtsein gekommen sei.

Das Attentat war zweifellos aus Rache geschehen, doch Herr Masters war erst wenige Stunden vorher in England angekommen. Bei der Durchsuchung seines Gepäcks zeigte es sich, daß er einige kostbare Schmuckstücke bei sich hatte und eine Anzahl von Papieren, scheinbar privater Natur. Ein Raub war also sicherlich nicht beabsichtigt gewesen.

Es wurde festgestellt, daß Herr Masters bei seiner Ankunft im Hotel von einem gutgekleideten, hübschen Mädchen erwartet wurde, mit dem er eine eilige Unterhaltung im Vestibül hatte. Der Portier hatte dies bemerkt und gibt an, daß das Mädchen furchtsam und erregt schien. Sie wartete, während sich der Fremde in sein Zimmer begab, und ging dann mit ihm fort. In Anbetracht der beiden vorhergehenden Fälle, ist der Vorfall ein vollkommenes Rätsel."

Ich las den Artikel noch einmal durch und legte dann die Zeitung weg. Mein Erstaunen wuchs.

5. Kapitel.

Eine alpine Tragödie.

An einem kalten, trüben Wintertag stieg ich in Polgate, sechzig Meilen von London entfernt, aus dem Zug und schritt auf der Landstraße dahin, auf der Suche nach Runswick Hall.

Nachdenklich stapfte ich so dahin und schaute nach Runswick aus, das ich, wie mir der Bahnhofsportier gesagt hatte, in einer Entfernung von anderthalb Meilen finden sollte, vorausgesetzt, daß ich die Straße nach Hailsham einschlug.

Dies tat ich denn auch und kam endlich zu einem großen Gittertor, das den Runswick Park abschloß. Zu beiden Seiten des Tores stand je ein kleines Pförtnerhäuschen von ziemlich nichtssagender Bauart, und als ich durch das Gitterwerk blickte, sah ich eine breite Kastanienallee, die zu einem großen, mit Efeu bewachsenen Hause führte, vor dem ein Teich lag. Ich hatte wohl schon von dem Grafen und der Gräfin gehört, denn ihre Namen standen oft in den Zeitungen, doch ich war überrascht über die Ausdehnung und Pracht ihres Besitzes.

Und das Mädchen, das mich in Soho derart beschimpft hatte, war nach Angabe des Inspektors Wade ihre Tochter!

Ich schritt durch die schmale Pforte, die offen stand, und trat in den herrlichen Park, in dem Gruppen mächtiger Eichen und Ulmen standen und der sich zu beiden Seiten erstreckte, soweit mein Blick reichte. Als ich mich dem Schlosse näherte, mußte ich die altertümliche Pracht des Stammsitzes der Runswick bewundern, jener historischen Familie, die der britischen Nation manche große Staatsmänner, Diplomaten und Feldherren geschenkt hatte.

Die Türme des Schlosses waren dicht mit dunkelgrünem Efeu bewachsen, der rote Ziegelbau zeugte von Reichtum und Pracht, und die vielen Fenster der einzelnen Innenräume, sowie das große, bunte Glasfenster der Kapelle machten einen mächtigen Eindruck auf mich, während ich dem Gebäude zuschritt und darauf brannte, nun die Wahrheit zu erfahren.

Vor dem Haupteingange, dessen schwere Tore geschlossen waren, lag eine kiesbestreute Auffahrt, über die ich nun erwartungsvoll hinaufschritt. Dann zog ich an der Glocke.

Ein Bedienter mit Seidenstrümpfen öffnete das Tor und blickte mich erstaunt an.

„Ich möchte Ihre Durchlaucht sprechen", sagte ich und reichte ihm meine Karte.

„Ich weiß nicht, ob Durchlaucht zu Hause ist, mein Herr, doch will ich mal nachsehen."

Er ließ mich in eine große Halle eintreten, in welcher in einem offenen Kamin ein mächtiges Feuer brannte. Zu beiden Seiten standen alte Rüstungen, während die prächtigen Fenster aus buntem Glas das Wappen der Runswick und der mit ihnen verwandten Familien zeigten. Voll Bewunderung blickte ich mich um. Ich befand mich in einem herrlichen, adeligen Stammschloß, wie man sie auf der ganzen Welt nur in England trifft.

Während der Bediente seine Herrin suchen ging, setzte ich mich in einen großen, alten Lehnstuhl aus Eichenholz, der neben dem Kamin stand. Vor mir an der Wand hing ein altes Gemälde einer schönen, jungen Frau in der Kleidung der elisabethinischen Zeit und auf dem dunklen Hintergrund bemerkte ich die Worte: „Anne de Runswicke, A. D. 1588".

Da kam der Bediente wieder zurück und meldete:

„Leider ist Ihre Durchlaucht ausgegangen und wird nicht vor fünf oder sechs Uhr zurückkehren."

Ich ließ also meine Karte zurück und versprach wiederzukommen.

Auf meinem Rückwege traf ich in der Ulmenallee einen Gärtner, der mir auf meine Frage einen Weg wies, der den Park durchquerte und in das reizende Dörfchen Runswick führte, das eine Strecke weiter auf der Straße nach Hailsham lag. Der Ort bestand aus einer langen Straße mit heimlichen Häuschen, dem Pfarrhaus, einer alten Kirche mit klotzigem, viereckigen Turm und aus zwei oder drei Kaufläden, während an dem anderen Ende ein nett aussehender Gasthof lag, dessen Aushängeschild ebenfalls das stolze Wappen der Runswick zeigte.

Drinnen war es warm und gemütlich, was ich nach dem feinen Regen, durch den ich dahingestapft war, recht angenehm fand. Der gemütliche, dicke Wirt stellte einen Teller mit kaltem Fleisch, Brot und ein Glas Bier vor mich auf den Tisch.

Ich plauderte mit ihm, während ich meine Mahlzeit verzehrte. Er wollte wissen, woher ich kam und was ich in Runswick zu tun hatte, und ich sagte ihm, daß ich Beamter eines Realitätenvermittlers sei und hier geschäftlich zu tun hätte. Dann sagte ich unvermittelt:

„Das Schloß ist sehr schön — im Innern muß es jedenfalls auch prächtig sein, nicht?"

„Ja," antwortete er, „als Knabe war ich ein- oder zweimal drinnen, doch jetzt läßt man niemanden hinein. Die Dienerschaft sagt, jetzt sei es nicht mehr so angenehm dort."

„Warum denn?"

„Der Graf und die Gräfin sind nicht mehr dieselben, seit die Komtesse Erika in den Alpen verunglückte."

„Verunglückte?" rief ich aus. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich weiß nur, was ich gehört habe," erklärte er. „Lady Erika, die schon als Kind ein rechter Wildfang war, reiste mit einigen Bekannten in die Schweiz, unter ihnen mit einem jungen Herrn namens Hartley Johnson. Man sprach davon, daß sie mit ihm verlobt sei, und daß er gar kein Engländer sei, sondern ein deutscher Prinz. Doune, der Kammerdiener, erzählte mir, daß ihn die Bedienten immer mit „Hoheit" ansprachen. Die Gesellschaft reiste also in die Alpen, und Lady Erika machte mit dem erwähnten Herrn und mit zwei Bergführern eine Klettertour. Da ereignete sich etwas Furchtbares. Sie fiel mit dem Herrn und einem der Führer in eine tiefe Gletscherspalte und ihre Leichen konnten trotz eifrigsten Suchens nicht gefunden werden."

(Fortsetzung folgt.)

Bei den nackten Wilden von Kavirondo.

Von Dr. Felix Oswald,
Mitglied der Englischen Geographischen Gesellschaft.

Die Verbreitung der modernen Zivilisation macht so rasche Fortschritte, daß man heute nur noch selten primitive Volksstämme antreffen kann, die nicht in engere Berührung mit den Weißen gekommen sind. Und doch fand ich mich einst, nachdem ich kaum drei Wochen vorher von London abgereist war, inmitten eines Negerstammes, der in völliger Nacktheit lebt, unbehindert von Kleidersorgen irgend welcher Art. Sittsamkeit und Anstand in dem Sinne, den wir diesen Worten beilegen, waren diesem von Sophisterei nicht angekränkelten Völkchen unbekannt und konnten ihm nichts sagen. Trotzdem sind diese Neger von Kavirondo ein moralisch hochstehendes Volk.

Gelegentlich geologischer Untersuchungen an der Ostküste des Viktoriasees stand mein Zelt zwischen zwei Kavirondohütten. Deshalb war mir ausgezeichnete Gelegenheit geboten, die primitiven Sitten und das einfache Leben dieser Neger aus dem Oberen Nilgebiet zu beobachten.

Die Leute von Kavirondo sind wohlgebaute, hochgewachsene Menschen. Sie besitzen große Ausdauer und eine fast wunderbare Befähigung, trotz der großen Hitze, die dort tagsüber herrscht, auf ihren Köpfen schwere Lasten weithin zu tragen. Ich habe nie eine derartige Hitze erlebt wie auf den nackten, nur mit Gras bewachsenen Hügeln am Ufer des Viktoriasees. Angesichts dieses heißen Klimas ist es kein Wunder, wenn die Neger von Kavirondo auf jede Kleidung verzichten. Andererseits wieder haben sie, besonders die Männer, eine Leidenschaft für Schmuck. Sie sind wahre Naturkinder, leben inmitten ihrer Buckelrinder, Schafe und Ziegen und passen sich ausgezeichnet dem Gesetz innerhalb des Tierreiches an, das da vorschreibt, das Männchen habe das schönere Wesen zu sein, während das Weibchen das nützlichere ist. Den einzigen Schmuck der Frauen bildet eine Halskette aus blauen Glaskugeln oder aus Kaurimuscheln und ein ähnliches Band um die Hüften. Hierzu tritt bei Verheirateten ein kurzer Schwanz aus Gras als Zeichen ihrer Frauenwürde. Außerdem sind Spulen aus Eisen- und Messingdraht häufig, doch werden diese selten von Frauen getragen. Wie alle Völker, die noch in der frühen Eisenzeit leben, schätzen die Neger von Kavirondo jedes Stück Eisen hoch, und die Verschlüsse meiner Selterwasserflaschen waren sehr gesucht. Die Neger durchstachen sie und hängten sie als Quasten an Lederschnüren rund um das Knie, so daß sie gegen die Drahtspulen um die Fesseln klirrten. Eberzähne sind ebenfalls vom Dandy sehr begehrt, der sie über den Ohren an Haarlöckchen trägt, die er mit Ocker rot gefärbt hat. Zu den Stamestänzen, welche die einzige Abwechslung in ihrem etwas eintönigen Leben bilden, setzen die Männer Haarputze aus strahlenförmig zusammen gesteckten Straußenfedern auf. Manchmal treten an deren Stelle hohe Hahnenfederbüsche. Dazu beschmieren die Kavirondos ihren ganzen Körper mit braunem oder rotem Ocker. Ein anderer häufig anzutreffender Schmuck ist der aus dem Fell des Colobusaffen angefertigte lange Wedel, der oft von der Schulter herab bis auf den Boden schleift.

Am Morgen des Festtages dröhnen die eintönigen Klänge eines Horns, und bald darauf eilen kleine Gruppen Neger im Gänsemarsch nach dem Tanzplatz. Gewöhnlich werden diese Prozessionen von einem der kleinen Buckelstiere geführt, deren Ohren entweder geschlitzt oder wie Zahnräder an den Rändern eingekerbt sind. Die eisernen Glocken um den Nacken des Stiers sind weithin hörbar. Dem Tiere folgt ein junger Mann, der wie ein Herold aus dem Mittelalter einen länglichen, roh aber lebhaft mit schlangenähnlichen Zeichen in rot und weiß bemalten Schild trägt. Diese Zeichen sind der Wappensprache der Kavirondoneger entnommen. Eine Frau, die einen Korb mit Lebensmitteln trägt, geht dem Krieger voran, der in voller Bemalung glänzt, mit Straußen- oder Hahnenfedern geschmückt ist und einen erstaunlich langen Speer führt. Die Eisen- und Messingspulen an seinen Armen und Beinen schimmern in der Sonne und verleihen ihm einen höchst martialischen Eindruck. Die mit kleinen Glocken besetzten Fußspangen melden außerdem schon von weitem seine Ankunft.

Wenn der Krieger den Versammlungsplatz erreicht hat, nimmt er seinem Herold den Schild ab, rennt in vollem Laufe gegen das Dorf, schleudert seinen Speer nach einem unsichtbaren Feind, daß der Schaft über dem Boden zittert, kauert sich hinter seinen Schild, schüttelt sein befiedertes Haupt und schreit dem eingebildeten Gegner seine Verachtung entgegen. Dann springt er hoch, geht im Schutze seines Schildes vor, reißt den Speer aus dem Boden und läuft zum Ausgangspunkt seines Angriffes zurück. Wenn die einzelnen Neger diese Kampfszenen wiederholt haben, so gehen alle versammelten Krieger im donnernden Lauf zum Angriff auf das Dorf vor, brüllen ihren ohrenbetäubenden Kriegsschrei und schleudern schließlich ihre Speere. Diese fielen einst wie ein Hagelschauer gerade vor meinen Füßen nieder. Ich kann versichern, daß ein gehöriges Maß von Selbstbeherrschung auf seiten der aufgeregten jungen Hitzköpfe nötig war, um der Versuchung zu widerstehen, mich einzelnen Weißen zu durchbohren. Unmittelbar vor mir kam der Angriff zum Stehen. Nach einem ebenso raschen Rückzug begann der eigentliche Tanz. Inzwischen hatten sich alle Frauen zu einem Korps vereinigt. Sie trugen Kriegsbeile und Keulen. Ihre Maskerade war nicht so vollendet barbarisch wie die der Männer. Von ihrem sonstigen Evakostüm unterschied sie sich nur dadurch, daß die Frauen so viele Halsbänder aus blauen Glasperlen trugen, wie ihnen möglich war, manchmal zwanzig und dreißig. Der Eindruck der Nacktheit wurde dadurch etwas gemildert, daß sie sich von oben bis unten mit braunem oder gelbem Ocker eingerieben hatten.

Nach Eintritt der Dunkelheit wurden Feuer angezündet. Tief in die Nacht hinein dauerte der Lärm. Es wurde viel Hirsebier getrunken, Harfen mit acht Seiten aus Eidechsenhaut klangen, und der Kriegerchor beantwortete den mißtönenden und melancholischen Gesang der Negerbarden nicht minder greulich.

Leider aber fand ich unter den Negern von Kavirondo noch ein anderes Bild, das in traurigem Gegensatz zu ihrer sonstigen fröhlichen Unbesorgtheit stand. Als ich weiter landeinwärts zog, mußte ich einen Gewaltmarsch von dreißig Meilen unternehmen, bevor ich ein Dorf und einen Rastplatz fand; ein früher reich besiedelter Landstrich war nun verlassen und von Löwen verseucht. Alles stand in Ruinen, weil die Schlafkrankheit gewütet hatte. Als ich ein Dorf erreichte — Metamale —, mußte ich feststellen, daß die Hyänen so zahlreich und dreist waren, daß sie oft nachts in die Dörfer eindrangen und Kinder und alte Leute angriffen. Vor meinem Zelt wurden große Feuer angezündet, doch ein starkes Gewitter löschte sie, und ich erwachte plötzlich, weil eine Hyäne bei mir einbrach. Ich konnte sie nur mit Pistolenschüssen verjagen. Löwen brüllten während der ganzen Nacht in der Nähe. Als ich später den verlassenen Landstrich untersuchte, den meine Karawane so hastig durchzogen hatte, fand ich frische Löwenspuren, und ich konnte die Tiere geradezu riechen. Den traurigsten Anblick erlebte ich aber während meines Weitermarsches landeinwärts. Ich stieß auf ein Dorf, das auf einem steil abfallenden Felsen über dem Kujafluß stand und anscheinend zum Lagern lockte. Als ich mich aber dem Dorfe näherte, befremdete mich eine unheimliche Stille. Dichte Wolken von Fliegen hingen über der Niederlassung, die Hütten versanken in einem unbeschreiblichen Schmutz und standen in verblüffendem Gegensatz zur sonstigen Sauberkeit der Kavirondodörfer. Ich brauchte nicht lange zu suchen, um den Grund hierfür zu finden — ein paar ausgemergelte alte Männer lagen in den letzten Stadien der Schlafkrankheit am Boden. Nicht lange, und auch sie würden den Hyänen zum Fraße dienen. Ein neuer Landstreifen, der einst blühte, war zur Einöde geworden.

Orden.

Skizze von Jo Hanns Rösler.

Der Minister hatte gerade die letzte Post unterschrieben. „Es wartet noch jemand im Vorzimmer, Exzellenz", meldete der Sekretär.

„Wer?" — „Kommerzialrat Kresch."

„Der Exporteur?" — „Ja."

„Warum sagen Sie mir das denn nicht früher? Wir können doch Kresch nicht warten lassen. Er ist einer unserer ersten Finanzleute. Ich lasse bitten."

Kommerzialrat Kresch trat ein. Er war ein Mann in den besten Jahren, sehr gepflegt, nicht ohne Eleganz. Sein schwarzer Spitzbart verriet die Schere des besten Friseurs.

„Entschuldigen Sie", bot ihm der Minister einen Stuhl an.

„Danke, Exzellenz."

„Sie mußten warten. Ein Irrtum. „Mein Sekretär —"

„Aber ich bitte Sie, Exzellenz — außerdem, Sie werden mich bald nicht mehr empfangen — nach dem, was geschah."

„Was ist geschehen?"

„Eine Katastrophe."

„Sicher halb so schlimm. Die Geldleute sehen stets zu schwarz. Wieviel haben Sie an der Börse verloren?"

„Es handelt sich nicht um Geld."

„Was denn?"

„Exzellenz, es ist mir peinlich, es zu sagen."

„Belästigt Sie ein Paragraph? Ich habe Freunde im Justizministerium."

„Sie sind sehr liebenswürdig. Aber hier handelt es sich um eine Sache, die meine ganze gesellschaftliche Stellung untergräbt, die mich für immer unmöglich macht."

„So erklären Sie doch schon."

„Ich will es versuchen", holte Kommerzialrat Kresch tief Atem, „wie Sie vielleicht wissen, hatte ich vor sechs Monaten eine Unterredung mit dem Kolonialminister."

„Ich erinnere mich."

„Er bat mich um meine Mitarbeit in einer zwar etwas prekären, aber aussichtsreichen Sache, Ausfuhr von Konserven."

„Ein großes Geschäft?"

„Nicht viel. Es handelte sich um zwei Millionen."

„Ich wußte nicht, daß Sie sich auch mit Detailgeschäften abgeben."

„Ich tat es aus Gefälligkeit. Die Sache ist auch gut ausgegangen und war vor vier Wochen abgewickelt. Zum Abschied sagte mir der Minister: „Seien Sie meiner Dankbarkeit versichert. Sie werden von mir hören." — Ich habe solche Worte natürlich schon tausendmal gehört und nicht weiter darauf geachtet. Heute früh nun —"

„Heute früh?"

„Lesen Sie selbst."

Kommerzialrat Kresch nahm aus seiner Aktentasche die Morgenausgabe des Regierungsblattes und riß sie nervös auseinander. Auf der dritten Seite standen die amtlichen Bekanntmachungen. Eine Stelle war mit Blaustift dick angekreuzt. — „Lesen Sie!"

Der Handelsminister nahm die Zeitung. „Das ist ja famos", sagte er dann, „ich gratuliere."

„Ich bin ruiniert", sank Kresch immer mehr zusammen.

„Wieso? Das verstehe ich nicht. Andere Menschen bemühen sich Jahre darum, opfern Zeit und Geld dafür, und Ihnen fällt es in den Schoß."

„Exzellenz, was gäbe ich darum, wenn es nicht geschehen wäre!"

„Wenn Sie nicht zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden wären?"

„Ja."

„Schön, ich will zugeben, daß es in der heutigen Zeit nicht mehr das bedeutet wie einstmals, aber trotzdem ist es die größte Ehrung, die unser Staat für seine Bürger hat."

„Das wäre alles nebensächlich. Im Gegenteil, ich wäre sogar stolz darauf. Aber jetzt bin ich ein geschlagener Mann."

„Durch die Erhebung in den Ritterstand?" — „Ja."

„Aber wieso?"

„Sehen Sie, Exzellenz, durch die Bekanntmachung, die heute in allen Zeitungen steht, werden die Leute sehen, daß ich heute zum Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde."

„Schön. Und?"

„Ja, aber ich habe schon seit drei Jahren aus Eitelkeit und ohne Recht die Rote Rosette der Ehrenlegion im Knopfloch getragen."

Der Pudding-König.

In den Polizeiakten von Newyork ist der Lebenslauf eines Mannes verzeichnet, der wohl eine der eigenartigsten Persönlichkeiten der Unterwelt von Newyork gewesen ist. Der Pudding-König Leslie, wobei allerdings Pudding nichts mit dem so wohlschmeckenden Gerichte zu tun hat, sondern im amerikanischen Verbrecherjargon die Bezeichnung für Bankraub ist, entstammte einer angesehenen und wohlhabenden Familie. Er absolvierte eine höhere Schule und wandte sich dann dem Studium der Ingenieurwissenschaft und der Bautechnik zu. Nach dem Tode seiner Eltern geriet der junge Leslie aber in schlechte Gesellschaft, kam mit Kreisen der Newyorker Unterwelt in Berührung und wurde sehr bald infolge seiner Kenntnisse und seiner hervorragenden Intelligenz das Haupt der gefährlichsten Bankräuberbande, die jemals die Vereinigten Staaten heimgesucht hat. Er selbst beteiligte sich niemals an der Ausführung des Raubes, bereitete diesen aber in einer derartig hervorragenden Weise vor, daß die Newyorker Detektive an der ganzen Anlage der Tat sofort die Meisterhand Leslies erkannten.

Wenn ein großer „Pudding" vorbereitet werden sollte, so beschaffte sich Leslie vor allem die genauen Pläne des in Frage kommenden Bankhauses. Dann fertigte er Zeichnungen des Erdgeschosses und der Keller an, in die Mitglieder seiner Bande, die er als Angestellte, Wächter und Portiers in das Bankhaus einschmuggelte, alle wünschenswerten Einzelheiten eintragen mußten. Dann handelte es sich darum, den Typ des Safes und den Namen seines Fabrikanten, sowie wenn möglich auch das Fabrikationsjahr des Safes in Erfahrung zu bringen. Wenn Leslie dieses gelang, dann hatte er gewonnenes Spiel, denn er kannte nicht nur alle Safe- und Bankgewölbetypen in der Union, sondern besaß auch noch von den meisten kleine Holz- oder Metallmodelle. An diesen experimentierte er dann herum, bis, oft erst nach Wochen, der ganze Angriffsplan klar vor seinem Auge stand. Dann instruierte er diejenigen Mitglieder seiner Bande, die an dem Einbruch teilnehmen sollten, und trieb diese Unterweisungen oft so weit, daß er ganze Zimmer genau so einrichten ließ, wie sie in der Bank waren. In diesen mußten dann die Verbrecher ihre Rollen genau so spielen, wie sie ihnen bei dem Bankraub zugedacht waren, und diese Proben, die in tiefster Dunkelheit vorgenommen wurden, mußten so oft wiederholt werden, bis jedes Mitglied der Bande die ihm zugewiesene Aufgabe bis in die kleinste Einzelheit beherrschte. Es war daher auch nicht verwunderlich, daß die von Leslie vorbereiteten „Puddings" auch fast ausnahmslos klappten, um so mehr, als Leslie auch mit Bestechungsgeldern niemals kargte.

Hinter Leslie stand dann noch eine groß aufgezogene Hehlerorganisation, die ihm die Beute sofort abnahm und dazu beitrug, die Spuren noch mehr zu verwischen, was ihr um so leichter gelang, als von ihr Politikern, Anwälten und Polizeibeamten feste, sehr hoch bemessene Gehälter gezahlt wurden. Leslie verdiente auf diese Weise ein großes Vermögen, das ihm gestattete, sich von dem aktiven Geschäft ganz zurückzuziehen und sich lediglich auf die Begutachtung von ihm von den Verbrecher-Organisationen vorgelegten Plänen für Puddings zu beschränken. Die Honorare, die ihm dafür gezahlt wurden, waren geradezu fürstlich. So erhielt Leslie von einer kalifornischen Bande von Bankräubern für die Prüfung ihrer Pläne für einen Pudding bare 20 000 Dollar. Es ist eigenartig, daß dieser Mann, von dessen Verbindung mit der Unterwelt nur die Polizei etwas wußte, eine vollkommene Doppelrolle spielen konnte. Leslie verkehrte in der besten Gesellschaft und den ersten Klubs, wobei er stets das Ansehen eines gediegenen, erfolgreichen Kaufmanns genoß. Er wurde in Gelehrtenkreisen als Mitarbeiter geschätzt und genoß einen bedeutenden Ruf als Bibliophile.

Lustige Rundschau

* **Freuden unserer Zeit.** „Mensch, warum grinst du denn so?" — „Morgen hab' ich den ganzen Tag Ruhe, da haben die Gerichtsvollzieher Verbandstag!"

*

* **Prompter Befehl.** „Meister", sagt die Kundin zum Fleischer, „wollen Sie mir bitte an dem Fleisch die Knochen zerkleinern?" — Darauf der Meister zum Lehrling: „Max, schlag' der Dame die Knochen kaputt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.